

Stefan Hertmans  
Der Aufgang

Aus dem Niederländischen von  
Ira Wilhelm

Diogenes

Titel der 2020 bei De Bezige Bij, Amsterdam,  
erschienenen Originalausgabe: ›De opgang‹  
Copyright © 2020 Stefan Hertmans  
Covermotiv: Gemälde von Wassily Kandinsky,  
›Weilheim-Marienplatz‹, 1909,  
oil on board, 33 × 44,7 cm (Ausschnitt)  
Foto © Christie's Images / Bridgeman Images  
Bildrechte Abbildung S. 113: Laurent Stevens  
Abbildung S. 205: Anselm Kiefer,  
›Innenraum‹, 1981,  
Öl, Acryl, Schellack, Emulsion, Stroh  
und Holzschnitt auf Leinwand, 287,5 × 311 cm  
Copyright © Anselm Kiefer  
Foto: Atelier Anselm Kiefer  
Sammlung Stedelijk Museum, Amsterdam  
Bildrechte Fotos der Familie Verhulst:  
Archief Aletta Verhulst

Die Übersetzerin bedankt sich herzlich für das großzügige  
Arbeitsstipendium des Deutschen Übersetzerfonds

**Deutscher  
Übersetzerfonds**

Dieses Buch wurde mit Unterstützung von Flanders Literature  
herausgegeben ([flandersliterature.be](http://flandersliterature.be))

**FLANDERS  
LITERATURE**

Der Diogenes Verlag wird vom Bundesamt für Kultur  
für die Jahre 2021–2024 unterstützt

Alle Rechte vorbehalten  
Copyright © 2022  
Diogenes Verlag AG Zürich  
[www.diogenes.ch](http://www.diogenes.ch)  
80/22/44/1  
ISBN 978 3 257 07188 7

Seht ihr das Tier, das läuft,  
und zwar überall auf die gleiche Weise?  
*Alessandro Baricco, Die Barbaren*



Im ersten Jahr des neuen Jahrtausends fiel mir ein Buch in die Hände, aus dem ich erfahren sollte, dass ich zwanzig Jahre im Haus eines ehemaligen Mitglieds der ss gewohnt hatte. Nicht, dass es vorher keine Hinweise darauf gegeben hätte: Selbst Notar De Potter hatte an dem Tag, als ich mit ihm das Haus besichtigte, den früheren Bewohner beiläufig erwähnt; ich schenkte dem jedoch nur wenig Aufmerksamkeit. Vielleicht verdrängte ich es danach auch, beeindruckt, wie ich damals war von den schmerzvollen Gedichten Paul Celans, den Zeugnissen Primo Levis und den ungezählten Büchern und Dokumentarfilmen, die sprachlos machten angesichts des Unvermögens einer ganzen Generation, das Undenkbare in Worte zu fassen. Doch nun musste ich zusehen, wie sich meine intimen Erinnerungen mit einer Wirklichkeit vollsogen, für die ich keine Vorstellungskraft besaß, die ich aber auch nicht länger von mir stoßen konnte. Es war, als spukten plötzlich Gespenster durch die mir so wohlbekanntem Zimmer; nur zu gerne hätte ich ihnen einige Fragen gestellt, doch sie gingen ungehindert durch mich hindurch. Gegen nichts hegte ich einen größeren Widerwillen, als über Menschen zu schreiben, wie sie sich jetzt, Geistern gleich, in mein Leben schlichen. Ich kann mich noch genau an den Tag erinnern, als ich das Haus

zum ersten Mal sah. Es muss im Spätsommer 1979 gewesen sein. Ich ging in einem kleinen Stadtpark spazieren, an den ein paar alte Häuser grenzten; die Zäune erlaubten einen Blick auf sie. Um die verrosteten Gitterstäbe eines der Zäune wanden sich die dicken, fast schwarzen Äste eines Blauregens. Schwer von Staub hingen späte Blütentrauben herab, dennoch rührte mich ihr Duft – er führte mich zurück in den verwilderten Garten meiner Kindheit; neugierig starrte ich durch die Stäbe. Mitten im verwahrlosten Hinterhof schoss ein schlanker Ahorn auf, zwischen undefinierbarem Müll und einem Kohlenschuppen mit einem Häuflein Spaltholz davor. Ungefähr fünf Meter vom Zaun entfernt fiel mein Auge auf das zerbrochene Fenster eines baufälligen Rückgebäudes, daneben erstreckte sich eine Veranda, durch deren hohes Bogenfenster man in die dunklen, leeren Räume des Haupthauses sehen konnte, wo fern und vage das Licht der Vorderseite schimmerte.

Eine merkwürdige Erregung erfasste mich; ich verließ den Park, ging einmal um den Häuserblock und fand mich in einer etwas trostlosen Straße wieder. Das fragliche Gebäude war ein großes Patrizierhaus mit einer pockennarbigen Fassade, durch die sich über Jahrzehnte die Feuchtigkeit gefressen hatte. Es besaß hohe Fenster, und die abblätternde Farbe auf der Haustüre hatte bessere Zeiten gesehen; es war nicht zu übersehen, dass das Haus seit Längerem leer stand. In einem der Fenster hing eine von Kondenswasser aufgeweichte Verkaufsanzeige. Es fing an zu nieseln, wie es nur in alten Städten nieseln kann; der Kupferdeckel des Briefkastens klapperte missmutig im Wind.

Das Haus stand im Genter Stadtviertel Patershol, benannt nach dem schmalen, höhlenartigen Zugang, der über einen Kanal zu einem mittelalterlichen Kloster führte und durch den die Ordensbrüder nicht nur Lebensmittel heranschiperten, sondern, wie der Volksmund behauptete, heimlich auch Huren. Grund und Boden waren ursprünglich einmal im Besitz der Grafen von Flandern; in dem an eine Burg aus dem zwölften Jahrhundert grenzenden Viertel hatten jahrhundertlang Patrizier und wohlhabende Bürger gewohnt, bevor mit dem Aufkommen des Proletariats viele der großen, vornehmen Häuser durch kleine Arbeiterhäuser ersetzt wurden, die Armut sich in den schmalen Gassen ausbreitete und die Gegend einen schlechten Ruf bekam. Alles war am Verfallen, als sich Ende der Sechzigerjahre im Zuge der Studentenrevolte die Boheme hier niederließ. Das Haus, vor dem ich nun stand, lag am nordöstlichen Rand des Viertels, in einer Straße namens Drongenhof, nicht weit von dort, wo die Leie träge und dunkel an den feuchten Häusern entlangfloss.

\*

Wichtige Entscheidungen in meinem Leben habe ich selten mit Bedacht gefällt. Fast immer befand ich mich dabei in einer Art Trance, die mir das Gefühl gab, von einer unsichtbaren Hand im Rücken vorwärtsgestoßen zu werden und wie der sprichwörtliche Narr kopflos meinem Schicksal entgegenzustolpern. Ich zog ein Notizbuch aus meiner abgetragenen Lederjacke und notierte mir die Telefonnummer. Noch am gleichen Tag rief ich an. Zwei Tage später

besichtigte ich das Haus; es war im Besitz der frankobelgischen Familie De Potter, die sich noch rasch einiger Besitztümer entledigen wollte, da mit dem Jahreswechsel die liegenschaftsbezogenen Steuerabgaben empfindlich erhöht werden sollten.

Bei der Besichtigung des Hauses entgingen mir der Schimmel und die Feuchtigkeit keineswegs, auch nicht das Brackwasser in den vollgelaufenen Kellern oder die verstreut herumstehenden vermoderten Möbel, vor allem aber sah ich das hohe Treppenhaus, den wunderbaren Kamin aus rosabräunlichem Marmor im vorderen Wohnzimmer, den langen Flur, verkleidet mit schwarzglänzendem, mit einer Bordüre aus graueädertem Carrara abgesetztem Ardenner Stein, und die breiten Dielen in den großen Räumen der oberen Stockwerke – das unbekannte Leben zog mich unaufhaltsam an.

Wir gingen vom Keller bis zum Dachboden, der Aufstieg dauerte fast zwei Stunden, denn Notar De Potter erstellte währenddessen, unter der ständig eingeforderten Beipflichtung meinerseits, eine detaillierte Bestandsaufnahme. Auf dem Dachboden sah ich von einem staubgrauen Balken ein Seil hängen; im hohen, spitz zulaufenden Dach fehlten einige Ziegel, durch die der graue Stadthimmel zu sehen war. Irgendwo hörte ich Tauben mit den Flügeln schlagen.

Schon immer mochte ich den für alte Häuser so typischen Geruch von Feuchtigkeit und Verfall. Vielleicht lag das daran, dass ich als kurz nach dem Krieg geborenes Kind

an der Hand meiner Mutter noch an vielen von Bomben beschädigten Häusern vorbeigekommen war, wodurch feuchtes Gemäuer und Schimmel für mich zu dem werden konnten, was die berühmte Madeleine für Proust war. Einem noch erinnerungslosen Kind ist selbst der Geruch nach Verderbnis eine Quelle des Glücks.

Ich kaufte das Haus aus einem Impuls heraus und für einen Betrag, für den man heute nicht einmal mehr einen Mittelklassewagen bekommt. Da ich nicht gerade begütert war, lieh ich mir das Geld zinslos von meinem Vater und versprach ihm, es in monatlichen Abschlägen so schnell wie möglich zurückzuzahlen. Damals erledigte man solche Transaktionen noch in bar; bis heute sehe ich die makellosen Hände meines Vaters vor mir, wie sie die sorgfältig zusammengesparten Geldscheine auf die kalbslederne Schreibunterlage des Notars blättern.

\*

Das Buch trug den Titel *Zoon van een »foute« Vlaming* (Sohn eines »falschen« Flamen). Der Autor hieß Adriaan Verhulst, ich hatte bei ihm studiert. Der inzwischen emeritierte Geschichtsprofessor genoss während seiner akademischen Laufbahn großes Ansehen, gehörte den Vorständen des öffentlichen Rundfunks und zahlreicher kultureller Institutionen an, war Verfasser vieler wissenschaftlicher Artikel und bekannt nicht nur für seine liberalen Ansichten, sondern auch für seinen rigiden und ernsten Charakter. In den nicht ganz unproblematischen Bekenntnissen, verfasst gegen Ende seines Lebens, erinnert er sich irgendwann

auch des Hauses, in dem er seine Kindheit verbracht hatte, wobei er mich namentlich als den aktuellen Bewohner erwähnt. Als ich das las, starrte ich ungläubig auf das Buch in meinen Händen; ich hatte das Haus gerade wieder verkauft und nahm mir vor, meinem ehemaligen Professor einen Besuch abzustatten, doch bevor es dazu kam, starb er. Ich stand widerwillig vor einer Wand aus Rätseln und Schweigen.



Nun gut, dachte ich, dann werde ich eben nicht die Geschichte eines ss-Mannes erzählen; solche Geschichten gibt es ohnehin zuhauf. Ich werde die Geschichte eines Hauses und seiner Bewohner erzählen. Allerdings dauerte es Jahre,

bis ich das Material für die nun folgende Geschichte zusammenhatte. Einige Augenzeugen leben noch, sie sind hochbetagt und haben mir ihre Erinnerungen, soweit das möglich war, in vielen Einzelheiten geschildert. Erst später, nachdem ich alles mühsam durchgearbeitet hatte, wurde mir klar, dass der sonst so gewissenhafte Historiker Adriaan Verhulst niemals Einsicht in die Gerichtsakten genommen hatte, in denen die ganze Wahrheit stand. Er hätte es problemlos tun können, doch dann wäre das Porträt seines Vaters wohl kaum so milde ausgefallen.